

Weihnachts-Glocken



Beilage zur „Rheinischen Volkszeitung“

Wiesbaden, den 24. Dezember 1915

Gib Frieden, Friedenskind!

O Kind, an deiner Wiege stand der Friede;
Und „Friedenskönig“ klang der erste Gruß,
Den dir die stille Nacht so traut gesungen,
Und der im Jubelliede fortgeklingen,
Das froh Entzücken, frohe Botschaft brachte
Der Hirtenschar, die bei den Herden wachte. —
Und mit dir wuchs der Friede Tag um Tag,
Und als dein Haupt zum Tod am Kreuze lag:
Da ging er, riesengroß und himmelstark,
Mit mildem Aug, doch voller Kraft das Mark.
Hinaus in die zerrissene, kalte Welt.
Und wo ein Herz des Heiles Wort und Gnaden
An ehrlich treuem Sinn zu sich geladen,
Da legt er in die reine Menschenbrust
Ein winzig Teilchen von des Himmels Lust.
Und froher wurden alle Augen, alle Herzen
Und stiller selbst des Daseins Not und Schmerzen
Und friedevoll selbst die gequälte Welt,
Daß freudig standen Wiese, Wald und Feld. —
O Friedenskind, schenk deinen Frieden allen,
Die fern von dir die rauen Wege wallen;
Gib deinen Frieden mehr noch, Friedenskind,
Den Seelen, die schon „guten Willens“ sind!
Kehrt so in alle Herzen Frieden ein:
Dann muß auch endlich Völkerfrieden sein!

P. S. B., O. F. M.

Weihnacht

Von Antonie Lehmkuhler.

Weihnacht ist's. Selige Weihnacht!

Die Glocken läuten es in alle Welt hinaus. In Dorf und Stadt, über Berg und Tal, vom Fels zum Meer dringt die frohe Kunde: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht.“

In lichtdurchflutetem Dome, in weihnachtlich geschmückten Kirchen und Kapellen tönt das „Gloria in excelsis Deo!“ „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Doch Friede? Friede, wo die weite Welt erfüllt ist von Kriegsgetöse und Kampfesgeschrei? Da der Donner der Kanonen, das Brüllen der Geschosse, das Säusen der Kugeln, das Zischen der Feuerflammen sich vereinigen zu einer gewaltigen, welterschütternden Sinfonie?! Da Volk gegen Volk steht, im blutigen Ringen?! Da Haß und Neid, und Falschheit und Hinterlist sich verbrüdernd, um die Fackel der Zwietracht, der Feindschaft in friedliebende Lande zu schleudern?! Da das Blut von Tausenden tapferer Helden gen Himmel um Rache schreit?! Friede den Menschen auf Erden? Friede? Wer vermag das zu fassen!

Und dennoch: Weihnachten ist das Fest des Friedens; das Christkind kommt zu allen, die guten Willens sind! Es will bringen Gnade und Segen, Wonne und Seligkeit, Trost und Heil, Licht und Rettung, Freude und Frieden. In der Weihnacht hält es seinen Gang über die Erde.

*

Im hohen Dom ist Christmette. In Scharen strömt das Volk herbei. Bald sind die weiten Hallen mit Andächtigen gefüllt. Das Chor erstrahlt in unzählbaren Lichtern. Ueber dem Hochaltare funkelt ein Stern in wunderbarem Glanze. Hohe geistliche Würdenträger, Mönche, die der Zeit entgegensehen, da auch sie „Gefalbte des Herrn“ sind, erheben ihre Stimme zu einem Wechselgesang. Nun mischt sich feierlicher Glockenklang in den Gesang. Da naht in festlichem Zuge der Bischof. Goldschimmernde Gewänder schmücken ihn und die Priester. Das Pontifikalamt beginnt.

Was große Meister in frommgläubigem Sinne für die Nachwelt schufen, es wird zum Leben! Tonwellen durchfluten die hohen Hallen. Bald flehend-bittend „Kyrie eleison“ bald jubelnd-frohlockend „Gloria in excelsis Deo!“

Machtvolle Männerstimmen, kindlich-frische Knabenstimmen vereinigen sich zum Lobe Gottes. Weihevoller Orgelspiel umrankt der Stimmen Getöse. Das „Credo“, das „Sanctus“ ist verhallt. Ein feierlicher Augenblick naht, und auf die Knie sinken alle.

Christkindlein kommt vom Himmelszelt hernieder auf den Altar! In heiliger Wandlung hat sich das Wunder vollzogen! Wonnehauer durchrieseln die Andächtigen! Das heilige Opfer naht sich seinem Ende. Ein inbrünstig „Agnus Dei — dona nobis pacem“ und das „Ite missa est“ beschließt die weihevollen Feier.

Scharen nahen sich dem Tische des Herrn, um sich aufs innigste mit dem zu vereinigen, der da ist der Heiland der Welt. Ihr Herz: ein Kripplein, in dem der Gottmensch ruht, der Friedensfürst!

*

Im traulichen Stübchen steht ein bescheidenes Christbäumchen. Treue Mutterliebe hat es für die Kleinen geschmückt, in deren leuchtenden Kinderaugen sich die Lichtlein wieder spiegeln. Auch manche Gabe hat Christkindlein den Braven gebracht. Doch die schönste Gabe für Mutter und Kinder ist: daß der Vater wieder in ihrer Mitte weilt!

Wohl war er auf seines Kaisers Ruf freudig in den Kampf gezogen, obschon das Herz auch zuckte in bitterem Abschiedsweh. Tapfer hat er in Feindesland gestritten! Manche Kugel fauste an ihm vorbei. Doch gleich so vielen seiner heldenmütigen Kameraden trug auch er eines Tages das Heldenmal blutroter Wunden! Wie sehr er gelitten, welch qualvolle Schmerzen er ertragen hat, davon hat er nicht erzählt! Aber das Eiserne Kreuz, das seine Brust schmückt, spricht eine berebete Sprache von Tapferkeit und Heldenmut! Nun ist er daheim, bei Weib und Kindern, um zu genesen. Dann wird er wieder hinausstürmen, zu Kampf und — Siegen!

Doch jetzt gibt er sich ganz dem wohligen Bauber hin, der ihn umfängt in seliger Weihnachtsstille. Glückstrahlend hängt sein Auge an Weib und Kindern und freudig bewegten Herzen singen sie alle: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

*

Den großen Saal im Lazarett haben Schwestern zur Weihnachtsfeier geschmückt. Eine hohe Tanne haucht berauschenden Waldesduft. Leichter und glänzende Sachen hängen ihre Äste. Auf langen Tischen sind Gaben für die Verwundeten ausgebreitet. Nächstenliebe hat so gern und freudig gegeben, daß die Vielen, die fern der Heimat das Fest der Liebe feiern, reichlich bedacht werden. Nun nähern sie im langen Zuge: Freund — und Feind!

Doch nein — hier sind nur Menschen untereinander — und alle Feindschaft weicht der hehren Stunde. — Höch! Die sanften Klänge eines Harmoniums schweben durch den Raum. Und wie Engelsgesang ertönt nun aus frommer Schwestern Munde: Gloria in excelsis, Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis. — „Ehre sei Gott in der Höhe; und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ —

Sind es Reuestränen, die sich ins Auge jenes Ausländers drängen? Gedankt er der Zeit, da er noch ein Kind Gottes war? Da noch Freude in seiner unruhewollen Seele herrschte?

Wird für ihn nicht diese Weihnacht eine „selige“ sein. O, er hat ja die Stimme des Welkenheillandes vernommen, der gekommen ist, um zu suchen, was verloren war, um den Verwundeten Balsam, den Kranken Trost, den Armen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu bringen!

Selige, friedenvolle Weihnacht!

*

Fern im Feindesland hat die blutige Schlacht ertönt. Ist der Lärm der Waffen verhallt. Für kurze Zeit her und drüben Ruhe. —

Die Soldaten feiern Weihnacht!

Sie alle sind besichert worden! „Kein deutscher Soldat ohne Weihnachtsgabe“ — so hieß es ja schon seit Wochen in Dorf und Stadt — bei allen, die mit gefreudigten Herzen spenden konnten.

Es wurden große und kleine Kisten und Pakete gefüllt mit allem, was ein Soldatenherz erfreuen kann. Wärme Wollsocken; Äpfel und Nüsse und Bratenmänner und Spekulatiusfräuchen; Tabak und Würste; Schokoladen und was es sonst noch an Gütern und Schönum gibt — es hat seinen Weg zu den waderen Kriegerern gefunden. Mußten sie ja — fern der Heimat — fern ihren Lieben — auch zur Weihnacht auf Wacht stehen, fest und frei!

Manch Tannenbäumchen, mit Lichtern geschmückt, erzählt von heimatischen Wäldern und Fluren. Hier hat ein Krieger etwas Besonders Gutes von „Mätern“ erhalten, dort liest einer gerührten Dergens das Weihnachtsbriefchen seines Kindes. Ein Dritter hält im Geiste Zwiegespräche mit seiner Liebsten, deren Bild er verstocken an seine Lippen drückt.

Näherung beschleicht manchen, da er der Seinen in der Heimat gedankt, und manche Träne rollt über das harte Antlitz.

Doch — was ist das? Klingt das nicht heimatisch traut?

„Stille Nacht, heilige Nacht“ hat ein Soldat angestimmt. Und alle fallen ein, und singen — auf fremder Erde — das ewig-schöne deutsche Weihnachtslied. Und die seligen Worte und Weisen weben in ihrem Herzen süßen Weihnachtsfrieden.

*

Ein sterbender Krieger auf blutiger Wacht.

Wie lange ist es her, daß ihm die feindliche Waffe jene tödliche Wunde schlug, an der er nun verbluten muß? Stunden? Tage?

Ach, man hat ihn nicht gefunden. Nun liegt er hier — mit dem Tode ringend — allein.

Fiebertrost schüttelt seine Glieder. Heiß brennen die Lippen. Die Augen glühen. Das Herz pocht in unruhigen Schlägen.

Ist nicht heute Weihnacht?

Ach, seine Kameraden, die werden in traulichem Beisammensein sich von der deutschen Heimat, von Weib und Kind, von Vater und Mutter erzählen. Er hat keine Eltern mehr! Schon lange ist es her, daß der Tod sie von himmen nahm. Verwaist — allein, so steht er im Leben und muß nun — so jung sterben.

Kommt denn keine Hilfe! Soll er den Weg in die Ewigkeit gehen, ohne Trost? ohne Weisand? Die Fehler wachen in seinem Herzen auf. Und innige Reue erfüllt seine Seele. . .

Ein Lied geht ihm durch den Sinn, ein Weihnachtslied, voll Trost und Bubersticht:

Den Dicken, die nädlich die Herde bewacht,
Erscheint auf der Weide
Ein Bote der Freude,
Wie tröstlich er spricht:
„O, fürchtet euch nicht!
Ihr waret verloren,
Denn ich euch geboren
Der Heiland, der allen das Leben verspricht!“

Ist es Wirklichkeit — naht sich nicht dort eine Gestalt? Für den Sterbenden ein Bote der Freude?

Ein Heilgeistlicher ist es, den der Weihnachtsengel hierher geführt hat.

Wie seltsam leuchten geht es über das Gesicht des jungen Kriegers, da er den Nahenden erkennt. Nun kann er sich mit

seinem Gott versöhnen! Nun wird ihm die größte, die hehrste Weihnachtsgabe zuteil: Christkindlein will selber in sein Herz kommen!

Still und friedlich liegt nun der Soldat. Er trägt den Himmel in seinem Herzen. Die Harfenklänge und Engelsklänge umrauscht es ihn. Mit seltsamem Lächeln schließt er die Augen.

Wohl ihm! Er hat Frieden gefunden! Ewigseligen Weihnachtsfrieden.

Seine Heimkehr

Von Marie Stephann.

Er stand in seiner kraftvollen Jugendlichkeit, den Mantel fest um die Schulter gezogen, am Fenster des Eisenbahnzuges, der dahinstraste durch die weite Ebene, und schaute gedankenvoll hinaus in die Landschaft. Vorbei gingen an stillen Dörfern, von Rausenbanden greulich zugerichtet, an verschlafenen mißhandelten Gutshöfen, an verträumten Seen. Immer weiter — weiter durch dieselbe große Einsamkeit. Seit Stunden! Ihm schienen sie eine Ewigkeit. Und er schaute sich danach, noch schneller vom Fleck zu kommen. . . Was wohl seine Liebste zu seiner unverhofften Heimkehr sagen würde? Bitterlich durchzuckte ihn ein heftiger Schreck. Ob sie noch lebte? Seine Liebste! Was mochte sie angestanden haben in seiner Abwesenheit. Ob sie ihn gelitten hatte, bei dem schmalen Verdacht? Schon so lange war er fort! Schon ewig lange war kein Lebenszeichen von ihr zu ihm gedrungen.

Mit den Ersten hatte er dem Ruse seines Kaisers Folge geleistet. Der Abschied von seinem eben ausblühenden Hammer im idyllischen Wuppertale war ihm schwer geworden. Aber sie war nicht zimberlich gewesen. Gewiß nicht! Sein junges Weib hatte ihm Mut zugesprochen, daß er sich fast schämt. Und doch hätte sie allen Grund zum Kleinmut gehabt. Aber lachend hatte sie ihm Hand und Mund gereicht und gesagt: „Du wirst sehen wie ich selbständiger, fester werde, wenn alles auf mir allein ruht. . . Da stand sie wieder vor ihm — seine Liebste — seine „wilde Rose“ wie er sie im Geheimen nannte.

Die vergangenen Zeiten liegen vor dem Einsamen auf. Die vergangenen Zeiten mit ihren Enttäuschungen — Hoffnungen, Ungewißheit und dem reichen Glück. . . seiner Liebste.

Sie hatte sich nicht leicht fangen lassen. Das lag nicht in ihrer bergigen Art. Sie glück vielmehr einer mit vielen Dornen besetzten Rose von Gut und süßem Duft. Doch gerade das Herbe, Stolz schien ihm von köstlichem Reiz und hatte ihn immer fester verstrickt. Da hatte er gearbeitet, daß die Fingern stoben, hatte gezeigt, was er in der Fremde gelernt. Gar bald war er als tüchtiger Hammermeister bekannt und sein Geschäft blühte. — Nach langem Mühen und Werben war Liebste die Seine geworden und sein Leben hatte sich zu einem wahren Paradiese gestaltet unter ihrer liebenden, fleißigen Hand.

Gedankenvoll strich er über die heiße Stirn. Trotz des scharfen Windes war ihm ganz schweiß geworden. Sein Herz bebt. Liebste's Briefe waren immer so froh und heiter, so hegesicher gewesen, so voller Hoffnung. . . Doch er hatte mehr durch die ungelenten Buchstaben gelesen, als sie abtete. Etwas von Heimweh, von großer Sehnsucht, von heimlicher Angst. Dann hatten ihn keine ließen Zeilen von ihr mehr erreicht — seit nunmehr drei Monaten. Woran das lag?

Hannes Brühlmann war bei einem ostpreussischen Gefecht hart an der Grenze schwer verwundet den Russen in die Hände gefallen. Mit Mut und Schmerz bemerkte er es beim Erwachen aus seiner Ohnmacht. Und noch mehr: sein linker Arm war bis zum Ellenbogen amputiert. Und um ihn herum Russen und edt russische Verhältnisse. Schmutzkarrend die Lagerstätten. Schmutzig die Menschen und das karge Essen. Die Pflege notdürftig. Seine Pflegerin war eine arme, von Elend und Not künftige Frau aus dem Dorfe gewesen. Aus dem Umstände, daß sie etwas deutsch verstand, schloß er, daß das Lazarett sich nicht sehr weit von der Grenze befände.

Von ihr hörte er auch, daß die Abschiebung aller Deutschen des Lazaretts nach dem Osten bevorstehe. Bevor aber die Russen ihre Absicht ausführen konnten, wurden sie überrascht. In wilder Hast flohen sie, und das kleine Lazarett lag nun im Bereich der deutschen Truppen. Ein Jubelsturm brauste über die armen deutschen Krieger, die hier seit Monaten schmachteten. Tränen waren über ihre bärtigen Gesichter gelaufen. . . Ihn hatte man vorläufig beurlaubt. Ohne langes Besinnen war er sofort heimwärts gefahren, um sich persönlich von allem zu überzeugen. Ein Telegramm voranzuschicken, war ihm nicht eingefallen. . . Ein fürchterlicher Stoß! Der Zug hielt. Mit Staunen sah Hannes sich in die Reichshauptstadt. Dort mußte er nun freilich übernachten. — Am nächsten Morgen in aller Frühe sah er wieder in dem Zuge, diesmal etwas menschlicher aussehend. Diesmal kam er kaum zum Nachdenken, weil er angenehme Gesellschafter hatte. Im Fluge verging die Zeit. Die Sonne verlauf bereits hinter den bergigen Wäldern, als er endlich am heisersehbaren Ziele war. Heimat! — Herr Gott im Himmel! Ich danke dir, rief der Mann laut, als der Zug hielt. — Eine Stunde fast mußte



er durch wundervollen Hochwald. Der Mond zieht herauf und beleuchtete den Pfad. Hei! Wie das wohlthut! Die Luft des heimatischen Waldes. Deißiges Schweigen umfängt den eilig Dahinschreitenden. Die Ruhe und Stille stimmt auch ihn ruhiger, fast feierlich.

Jetzt steht er am Steg, der über den Waldbach führt. Hier wars gewesen, als sie Abschied nahmen. Damals blühten hier am Waldbesäum die Heckenrosen im zartesten Rosa und der Sommerwind tauchte gleich einem verwegenen Knaben immer wieder die untersten Zweige der Sträucher in die Wellen des Bächleins. Dann zog er sie mit nassen, hängenden Köpfchen wieder heraus und ließ die Wellen murrend, kichelnd wie kleine Kobolde wellerspringen. Sie — Hannes und Liesbeth hatten über dem morschen Geländer gelegen und dem übermühten Treiben lachend zugeschaut, jedes eifrig bemüht, dem anderen das beste Weh zu verbergen. . . . Das Bächlein? Es rauscht munter, aber dem Einsamen ist, als seien das Gurrn und Geschnalze leise Klagen, lange, schmerzliche Seufzer.

Zu Angst läuft er, läßt die Anhöhe hinauf. Von da oben kann er sein Anwesen sehen — Erhöht, verwirrt, erreicht er die Paul die dort steht und einen Ausblick in einen der schönsten Teile des Wuppertales gewährt. Ach — — — tief atmend lehnt Hannes einen Augenblick an. Ja — — — da unten liegt im Tal — da liegt sein Heim. Die Wäpfer rauscht und der Mond spiegelt sich in ihren schwarzen Fluten. . . . Und — — — und in seiner Werkstätte wird gearbeitet — — — Also nicht alles hin — — —

Er springt auf und wie er den gradesten Weg durch das Gestrüch den Abhang hinunter findet, hört er den Hammer dröhnen. Jetzt wird die Türe der Schmiede aufgerissen — Wie das Feuer lóht. Die Hämmer sprühen. . . . Im Widerschein des Feuers erkennt Hannes den buckligen Christ, der schon zu seines Vaters Lebzeiten in der Schmiede tätig war. . . . Deiß strómt es ihm zu Herzen — — — der Alte hat Wort gehalten. Und einen Gefallen hat das Aufgebot auch verschönt. . . . Vorbei schreitet er an der schabhaften Buchenbank, die den Garten einfaßt. Sein Atem fliegt. . . . Wieder muß er sich anlehnen. . . . Seine Knie wollen versagen. . . . Sieh da, der Garten ist bestellt. . . . Mit seinem Arm ist er der Decke zu nahe gekommen. . . . Schmerz durchzuckt ihn und mit dem physischen Schmerz kommt der entsetzliche Gedanke an das verknüpfte Glied. . . . Das dunkle Wohnhaus beschützt ihn eigen. Was mag mit Liesbeth sein? Und — — — als fürchte er sich, tritt er zuerst über die Schwelle der Schmiede. . . . Wie gekannt steht er. . . . Seine Sinne drohen zu schwinden. . . . Vom Feuerchein umloht, die Blase am Hals geöffnet, die Kermel aufgestülpt, daß die kräftigen, nackten Arme sichtbar, steht sein Weib, mit dem Rücken gegen die Türe. Sie hantiert mit einer Eisenstange im Feuer und sagt ruhig: „Ich glaube Christ, wir packen et heut Abend bis zehn Uhr.“

Mit großem Scheit ist Hannes bei ihr und umschlingt sie. . . . Sie schreit auf. . . . Liesbeth. . . . Sie liegt in seinem Arm. . . . Beim Klang der Stimme, die sie längst verstummt wähnte, sanken ihre Arme kraftlos herab, schlossen sich ihre Augen in jähem Schreck und in Verzückung. . . .

Eine Frage schlingt verzehrend in seine Augen. Seine Blicke brennen sich in die seines geliebten Weibes. Er sieht eine neue, fremde, herrliche Schönheit darin, die früher nicht da war. . . . Sie schmiegt sich an ihn, umschlingt seinen Hals und flüstert ihm etwas zu. . . . Liesbeth! Dem großen Manne treten die Tränen in die Augen. . . . Und die Arbeit? Stottert er. Da bittet sie: Sei nicht böse, Hannes. Ich habe nur dem Christ ein bißchen geholfen. Weißt du, am „Blauen Hammer“ hatten sie zu viel Müllartlieferung und haben mich, die Dussellen zu übernehmen. Mit Freuden sagte ich zu. . . . Als dann alle eingezogen wurden, stellte ich mich beim Christ als Lehrentabben ein.

„Daß dar!“ Klang es da von der Türe her. Da stand der Alte und sah auf den Arm, der geschickt dem Licht entzogen war. Hannes winkte kaum merklich mit den Augen und begrüßte den Gefellen. Liesbeth zog ihn bald mit fort.

Als er in die Kammer trat, hielt Liesbeth ihm ein kleines, schlafendes Menschenlein entgegen. Wie in Andacht versunken stand er und wuschte sich nun doch mit der Hand über die Augen. . . . Dein Prinz, flüsterte das glückselige Weib. Hannes beugte sich tief herab über das Gesichtchen seines Erstgeborenen. . . .

Das Kind erwachte und begann zu schreien. „Siehst du, dein Prinz will ganz zart behandelt sein“, sagte Liesbeth. . . . und blieb möglichst mitten im Zimmer stehen. „Hannes! Sie rief es laut, erschrocken. Er rührte sich nicht, sah stumm vor sich hin. . . . Sein Anblick rührte sie, ließ sie zur Bestimmung kommen. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl ging sie zu ihm und legte den Arm um ihn.

„Warum mußte ich so heimkommen, Liesbeth“, fließ er hervor.

Nicht so — — Hannes, nicht bitter werden, sagte sie, den Schmerz niederwringend. Wir, dein kleiner Prinz und ich und natürlich der Christ — wir helfen dir. Wir werden stolz sein auf unseren Selden. Ganz behutsam und fast ehrfürchtig strich sie über den verletzten Arm und schmiegte sich fester an den geliebten Mann. . . .

Heimat

Von M. v. Weser.

Solange sie denken konnte, arbeitete Trude Hartkorn in der Heimarbeit. Die erste Zeit freilich, als sie jung verheiratet waren und Fritz so schönes Geld in der Fabrik verdiente, da hatte sie nur für den Haushalt und die Kinder gesorgt. Aber als der kleinen Schreihäse mehr waren, und Fritz es auf die Länge bekam, daß er nur mehr leichte, minder gut bezahlte Arbeit leisten konnte, da hatte sie wieder angefangen, Knabenhöschen aus Stoffen zu nähen, wie sie es bei Mattern gethan. Nur daß es viel langsamer ging als zu Hause, wo jeder seinen bestimmten Anteil an der Arbeit hatte. Mutter richtete den Stoff, den man zugeordnet erhielt, ein; sie, Trude, sah an der Maschine,lene richtete die Reißchen, wändte sie um und machte die Knöpflöcher. Und die alte Großmutter sah den ganzen Tag und nähte Knöpfe an. Mit der Zeit war man so eintgeshossen, daß man sich selber wie eine Maschine vorkam. Aber wenn man dran bleiben konnte, schaffte man schon was auf den Haufen. Es war schon vorgekommen, wenn gar keine Störung kam, daß man zwanzig Stück fertiggestellt hatte, das Stück zu 15 Pfennigen. Das rechnete sie schon zusammen. Großmutter hatte dann hundertundsechzig Knöpfe angenäht.

Aber so allein wollte es nicht recht vorangehen, besonders wenn eins von den Kindern nicht wohl war, oder wenn Pade, der elgantinnige Bengel, seinen bösen Tag hatte. Bis in die Nacht hinein sah sie auf und nähte. Fritz half ihr, wo er konnte, putzte die Stuben und ging einholen, sonst hätte sie's einfach nicht fertig gebracht; denn seit die kleine Riete, Matterns Patschenkind, neben dem Schwefelchen in der Kammer schlief, war sie die Stärkste nicht mehr. Manchmal dachte sie ohnehin, daß ihr Leben kein Leben sei, besonders wenn Fritz, dem der Staub in der Fabrik immer den Husten brachte, so blaß und schwächig nach Hause kam. Aber wenn sie ihre hundert Stück abgeliefert und 15 Mark dafür eingeheimst hatte, war alle Mühe und Arbeit vergessen. Stolz und glücklich kam sie mit ihrem Schatz heim. Wenn es nur ein Beitrag zur Miete war, oder wenn sie Schmalz und Brot dafür kaufen konnte! Sie brauchten doch wenigstens keine Schulden zu machen. . . . Und bald, bald würde sie an Gerte und Lieschen eine Stütze haben!

Da kam der große Krieg und rief Fritz wie alle anderen zu den Fahnen. Beim erstenmale wurde er seiner Länge wegen noch zurückgestellt, obwohl der Stabsarzt sagte, sein Leiden sei nur ein erworbenes und werde in der ersten Zeit eher ausheilen als in der dumpfen, staubersähten Fabrikluft. Beim zweitenmale wurde er aber als Grenzbewachung eingestellt. Sein gutes Glück währte ihn in ein hochgelegenes Gebirgsland, die reizvolle Sommerfrische“, schrieb er. „Gute Kost bei guten Leuten und eine Gegend! Ich wüßte nicht, daß es so etwas auf der Welt gäbe.“

Dann kam er doch an die Front, nach Frankreich. Er schrieb gute, tröstende Worte an Frau und Kinder, in denen er Abschied von ihnen nahm und sagte, daß er seine Pflicht bis zum äußersten tun werde. Sie aber sollten guten Mutes sein; wenn er falle, so sterbe er doch fürs Vaterland. Und das Vaterland nehme sich der Witwen und Waisen an.

Trude hatte sich noch kaum um ihren Mann gesorgt, da kam schon die Nachricht von seiner Verwundung; eine Granate war im Schenkengraben explodiert und hatte den Schenkelknochen schwer verletzt. Wenige Tage darauf traf aus dem Lazarett in einem Moselstädtchen die Mitteilung ein, daß das Bein oberhalb des Knies abgenommen worden war. Waren das Tage voll Schmerz und Aufregung! Trude härmte sich und magerte zusehends ab, obwohl ihr täglich ein Kamerad meist gut lautende Nachrichten über ihres Mannes Befinden gab. Es ging ihr nicht eigentlich schlecht, da sie eine ausreichende Unterstützung erhielt; aber ihre Arbeitskraft hatte sie völlig verlassen. Es war gut, daß die Kinder ihr verständig zur Hand gehen konnten.

Endlich schrieb Fritz selbst, daß jede Gefahr vorüber, wenn er auch noch schonungsbedürftig sei, und daß er bald das Bett verlassen dürfe.

Und dann kam eine große Freude für sie. Fritz hatte sich von seiner Pöhnung das Reisegeld für sie abgespart. Wenn sie die Kinder bei den Nachbarn unterbringen könne, möge sie doch zu seinem Besuche nach dort kommen. Sein Kamerad, der aus einem benachbarten Dorfe stamme, lade sie freundschaftlich zu sich und seiner Frau ein.

Als Trude Hartkorn, am Fenster des Abteils dritter Klasse stehend, das herrliche Land durchfuhr, wachte die Vergangenheit vor ihr auf. . . . Ein Staunen war in ihr über die Schönheit der Natur, über die bunte Pracht des Waldes, über den stolzen, majestätisch dahinschießenden Fluß und seine burggekrönten Felsen. Die Schatten des Abends senkten sich schon hernieder, als der Zug zur Moselgegend einlenkte. Warmes Sonnengold lag auf den jäh aufsteigenden Bergen mit den übereinandergeschichteten Weinbergschöden, auf dem stillen Sonntagsrieden der freundlichen Ortschaften, auf dem Flusse, der glänzend und ruhig schien wie ein See und golden vom Widerschein der Aeben, auf den Weichtern der Anwohner, die eifrig beim Werke der Lese waren. Sie, die ihr Leben in einem Häusermeer, im Qualm und Rauch der Fa-

brüchhornsteine in rastloser, fast über ihre Kräfte gehender Arbeit verbracht hatte, schaute wie in eine Offenbarung in das heitere Leben und Treiben. Also das gab es, ein arbeitsreiches und doch frohes Leben, Menschen, die bei ihrem Werke sangen, die schafften und sich abmühten und doch gesund und blühend und kräftig waren. Und eine Sehnsucht stieg in ihr auf, eine Sehnsucht.

Da war die Station. Witter stieg es in Trude auf. Wie würde sie Fritz finden? Leichtfüßig sprang sie aus dem Wagen, und da sah sie ihn auch schon. Ein jäher Schreck durchzuckte sie, als sie den Stumpf gewahr wurde. Aber feinctwegen bezwang sie sich. Und schon neigte sich sein Antlitz über sie, rund und blühend, wie sie ihn nie gekannt. Und gutmütig lachend.

„Welt, Trude, Staat machen kannst du mit deinem Mann nicht mehr. Doch immer noch besser ein halber Mann als gar keiner. Was, Mutter?“

Sie nahm sich zusammen und ging auf seinen heiteren Ton ein. Obnehin wurde ihr's warm ums Herz, als sie ihn so frohgemut vor sich sah. Er lebte, war zufrieden; Gott würde schon weiter helfen.

Eine frohe, inhaltsreiche Woche verlebte Trude in der Familie des Kamraden, die, halb Winzer, halb Bauer, ein Häuschen inne hatte, die Felder, Vieh, Geflügel besaß und ein gesundes, arbeitsreiches Leben führte, voller einfacher Freuden und stiller Befriedigung, ein Leben, von dem Trude bisher nichts gekannt hatte. Gern griff sie mit an und fühlte, wie die körperliche Betätigung in der reinen, klaren Luft ihr wohl tat, wie ihre schwachen Kräfte sich hoben, sah, daß ihre blassen Wangen rund und blühend wurden. Mit Bedauern sah sie einen der acht Tage nach dem anderen schwinden. Wie schwer würde ihr nun das altgewohnte Leben werden! Und doch freute sie sich für Fritz, daß der Oberstabsarzt ihn noch nicht frei gab, daß er erst vollkommen gesund entlassen werden sollte.

Am Tage vor der Abreise nahm dieser sie auf Seite. „Nun will ich dir einen Vorschlag machen, Mutter. Du solltest erst prüfen können, ehe ich eine Entscheidung wollte. Man hat mir eine ziemlich reichliche Entschädigung meines Unfalles wegen zugesagt, denn ich werde nicht mehr arbeiten können wie vorher. Aber mir graut vor der Lust in den engen Straßen der Stadt, seit ich das Leben im Felde, seit ich das Leben auf dem Land kennen gelernt habe. Nun kommt Freund Hüggens mit einem Vorschlag. Sein jüngerer Bruder ist gefallen, Frau und Kinder sind zu den Eltern zurückgezogen. Sein Häuschen steht leer, sein Feld und sein Vieh sind zurzeit herrenlos. Mutter, Dr. Lander hat mir versichert, daß meine Lunge für immer gesunden werde, wenn ich nicht wieder in den Staub und die schlechte Luft der Großstadt zurückkehre. Könntest du mir das Opfer bringen, das Leben in der Heimat, in den gewohnten Verhältnissen aufzugeben? Es wäre für euch alle besser, glaube mir's.“

Starr vor Staunen, in stiller Glückseligkeit stand Trude. Fritz bat sie flehentlich um das, was ihr frohe Erfüllung eines sehnächtigen Wunsches war? Und dann fiel sie ihrem Manne lachend und weinend um den Hals.

So leicht wie Trude sich die Umsiedlung dachte, ging sie nicht vonstatten. Sie mußte ihren Kontrakt mit den Hauswirten aushalten, mußte die angefangene Arbeit in der Fabrik abliefern, mußte das Viehchen armseligen Haustier verkaufen; nur ein paar gute Stücke, die noch von Fritz's Eltern stammten, nahm man mit. Hüggens war da wieder der Wohltäter, indem er die nötige Summe für die Reise sandte. Er hatte auch Fritz Geld vorgeschossen für Weiden zu Körben, die dieser im Lazarett flechten gelernt hatte. Wenn er erst eingewöhnt war und seine Kriegsentschädigung erhält, möchte er alles abtragen. Es war Mitte

Dezember geworden, ehe dieser Plan dann zur Ausführung kam. — Fritz hatte alles wohnlich gemacht zum Empfang seiner Lieben. War das eine Freude für die kleine Schar, in der hellen, lustigen Stube und Küche zu spielen, sich auf den Gassen mit den Buben am Schneeballwerfen und mit dem Rutschschlitten betätigen zu können, an der Hand der Eltern zur Kirche zu schreiten, aus der fromme Adventsweisen ertönten. Die Kinder konnten sich nicht satt sehen an dem Ströme mit dem zackigen Eisrand, an den hohen Bergen und dem ragenen Wald, der wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht im Sonnenlicht funkelte. Lude, der in der engen Stube immer unnütz gewesen und gescholten worden war, hatte jetzt Gelegenheit, sich im Freien zu tummeln, Holz zu hacken, Schnee zu schaufeln oder sich sonst nützlich zu machen. Im Sommer würde er schon die Ruh auf die Weide führen können.

Weihnachten kam heran; ein richtiges Weihnachtsfest sollte es diesmal werden. Fritz hatte mit seinen Weidentörben, mit seinem Flechten und Ausflicken schon manchen Groschen verdient, der Trude wirtschaften half. Nun hatte er für ein Geschäft in der Stadt Körbe zur Ansicht fortgeschickt; wenn er, wie er gehofft, die Lieferung bekam, war er aller Sorgen ledig. Seine Kriegsunterstützung half ihm, das Häuschen schuldenfrei machen; mit seiner Korbflechterei konnte er seine Familie ernähren. Auch Trude war hoffnungsvoll. Wenn nur der Stumpf nicht wäre, der Stumpf...

War das eine Weihnachtsfreude für die Kinder! Nicht wie in der Stadt, wo sie an glänzend erleuchteten Schaufenstern prächtige Spielwaren ausgestellt sahen, die nur für reiche Leute Kinder bestimmt waren. Nein, aber dafür zog das Wunder des Christfestes in ihre Herzen ein. Wie selten hatten sie bei der weiten Entfernung in der Stadt zur Kirche gehen können. Und hier fehlten sie keinen Abend in der Dorfkirche, die im Strahle vieler Kerzen leuchtete, und freuten sich der Weihnachtsmette, die sie zum erstenmale besuchen sollten.

Fritz hatte geheimnisvolle Gänge zur Stadt gemacht und von dort manches mitgebracht, was die Herzen der Kinder erfreuen sollte, oder was nötig war. Mit Trude baute er eine kleine Bescherung in der Stube auf und dann ging's in die Frühmette. Als sie ergriffenen Herzens aus dem Kirchlein traten, das noch von feierlichen Klängen und Weihnachtswolken erfüllt war, brannten schon an den ersten Dorfhäusern die Christbäume an den niederen Fenstern. Fritz hatte noch etwas mit Freund Hüggens zu besprechen. Trude eilte schon vor, die Kerzen zu entzünden, und als sie mit den Kindern andächtigen Herzens liebliche Weihnachtslieder anstimmte, trat Fritz in die Stube.

„Mutter, das Christkind hat den Vater wieder heil gemacht“, jubelte das Nesthäkchen. Und erstaunt sah die Frau auf den Gatten, der wie ein Gesunder, Nieverlehter einherschreiten konnte. „Das ist nichts Neues, Mutter“, lachte dieser, „das probe ich nun schon an die drei Wochen lang. Ich wollte dich nur zum Fest damit überraschen. Und noch eine andere Freude habe ich für dich seit gestern: die Fabrik gibt mir wöchentlich feste Bestellungen: da ist für uns alle gesorgt.“

Glücklich lehnte Trude am Arm des Mannes. „Und das Schönste von Allem ist, Vater, daß wir nun wissen, was Heimat ist, daß wir eine Heimat haben...“

